

Deutschland: Von der Pubertät zur Midlife-crisis

Das Deutschland der fünfziger und sechziger Jahre war fasziniert von der Technik: Es wurde gebaut, es wurden technische Artefakte hervorgebracht. Konstruktion war das leitende Motiv. Diese Hingabe an Technik und Bau erinnert an einen zehnjährigen Jungen, der stundenlang selbstversunken mit seinem Baukasten spielt. Den simplen Konstruktionen der frühen Kinderzeit bereits entwachsen, wagt er sich an Kühneres: Er kombiniert Elektrik und Mechanik, vielleicht sogar angereichert um Hervorbringungen seines Chemiebaukastens. Er verliert sich verträumt in seinen Konstruktionen und seine Sehnsüchte kreisen um die Ausweitung der Extension. Größere und kühnere Gebilde strebt er an. Die Lokomotive, das Rennauto sollen schneller fahren, der Kran soll größere Lasten tragen.

Noch hat der spielende Junge kein Auge für die Mädchen. Sie sind ihm fremd, für seine Spiele unbrauchbar, und so baut und konstruiert er allein weiter. Jedes Konstrukt ist nur Grundstein für einen noch gewagteren, noch anspruchsvolleren Nachfolger. In just dieser Verfassung wurde Deutschland gebaut, das Nachkriegsdeutschland, so wie wir es kennen. Der Anblick der Konstruktionen aus jener Zeit ist auch heute noch bestimmend: Bahn, Autobahn, Funktionsbauten.

Die siebziger Jahre entsprechen einem Jungen, dessen Pubertät machtvoll einsetzt. Sein Interesse gehört jetzt den Mädchen und dem Rausch. Der Baukasten liegt traurig in der Ecke, bald wird er unters Bett wandern, später wird die Mutter ihn als Erinnerungsstück an die Knabenzeit auf dem Dachboden verstauen. Noch später wird sie ihn fortwerfen, nicht ohne einen letzten melancholischen Blick darauf geworfen zu haben. Die Siebziger als Dekade des Rausches. Die Märsche und Volkslieder verklängen, die harten Beats treten ein. Die Haare wachsen und die Republik setzt das Funktionieren der technischen Artefakte als Resultat der Anstrengungen der vergangenen Jahrzehnte wie selbstverständlich voraus. Ohne Mühe kann der Junge sein Fahrrad reparieren, aber er träumt nicht mehr von dem neuen blauen Rad aus dem Schaufenster. Es ist ihm Vehikel geworden; lediglich ein Transportmittel, das ihn zu seiner Freundin trägt. Die Siebziger sind das Trunkene der Pubertät, nicht mehr die Konstruktion ist das Ziel, sondern die Ekstase. Das Glitzernde lockt, die Diskotheken verlieren ihre Bedrohlichkeit, und die Elterngeneration mit ihren Mahnungen zur Solidität wird endgültig nicht mehr verstanden. Aber auch das ist nur Phase, nur Übergang, wenn auch ein sehr heftiger, der seiner überbordenden Lebendigkeit halber tiefe Engramme hinterlässt.

Dem Rausch folgen die Ernüchterung, der Vorsatz des großen „Nie wieder“. Sinn soll jetzt her, gut will man sein und Verstehen erwerben über die bloße Konstruktion hinaus. Auch ganz andere Entwürfe werden gedacht, jenseits der durch bloße Polarität aufgezeigten Optionen. Die Zeit der sich herausbildenden Alternativen, die sich bald grün färben, korrespondiert mit den Jahren der Adoleszenz. Wohin sollen wir gehen? Da sind keine Worte des ewigen Lebens, wohl aber ächzende Theoriegebäude, deren Rezeption Energie verlangt, ohne dass als Dank Klärung ausgeschüttet würde. Optionen paralysieren. Der grüne Minimalkonsens besteht darin, die Erde zu schützen und vielleicht eines Tages wieder eins mit ihr zu sein. So ist der gesunde Adoleszente grün und sozialistisch. Er wundert sich, dass die Welt seine Komplexitätsreduktion nicht teilt. Die Ekstase der Pubertät will nicht mehr trösten. Es beginnt auch ein neues Staunen beim Wiederentdecken der Artefakte. Vor kurzem erst waren sie aus dem Blickfeld geraten, jetzt gewinnen sie wieder eine maschinenhafte Dynamik, die erschauern lässt, verbunden mit der Erkenntnis, dass man sie nicht abstellen kann. Das ist der Schrecken der späten Adoleszenz: Das systemische Erkennen, die Erkenntnis der Realität als eines komplexen funktionierenden Mahlwerkes. Der Schutz von Vater und Mutter wirkt nicht mehr, die Ernüchterung ist eingetreten und das systemische Räderwerk wartet auf Entscheidungen. Sind diese falsch, wird erbarmungslos abgestraft. Zwei Varianten bleiben: Ich vertei-

dige den romantischen Alternativentwurf oder werfe mich mit Schwung in den Malstrom. Wenn schon ein Rädchen sein im großen Getriebe, dann aber bitte ein wichtiges. Und so wirft sich der Adoleszente mit Schwung in sein Studium und lässt nach der Ekstase auch die Phase der Romantik hinter sich. Die Baukästen kommen wieder, aber nicht als verträumte Spielewelt, sondern als reale Maschine, als Artefakt, das die Erde umformt, die das verletzt, was man vor Monaten noch beschützen wollte. Und genau das sind die Achtziger. Für eine ganz kurze Zeit tritt Unerhörtes auf den Plan: Punk, Latzhosen, Demonstrationen, ganz kurz hält das Indianische Einzug. Aber mit grimmigem „So nicht“ wird das Steuer herumgerissen. „Zurück zu den Konstruktionen!“ Mit weniger Freude als in der Knabenzeit, aber mit mehr Raffinement wird das Neue gewebt. Auf Stahl, Starkstrom und Beton als Fundament wird ein Netz aus Rechnern installiert. Hatte der Junge noch seine Freude am Erbauen, so lässt der junge Mann steuern und regeln. Das Gehirn entdeckt die Lust an der verwalteten Abstraktion, und der Baukasten hat seine Ehre wieder.

Die Achtziger sind mehr als die vergangenen Dekaden die Epoche des Geldes. Geld ist nicht mehr nur Mittel, es füllt die Vakua der Sinnsuche aus, die das Verschwinden der Ekstase und der Romantik hinterlassen hat. Der Pubertierende sparte sein Geld, um ein Moped zu kaufen. Der junge Mann hortet sein Geld, um es wachsen zu sehen. Er berechnet den Fortgang seiner Vermehrung, die stets quälend langsam erscheint. Andere Geldzeugungen als die durch Arbeit sind eingefordert. Erstmals richtet sich Blick auf Aktien und Optionscheine. Wetten auf Wetten. Nicht nur klug, auch smart und clever will man sein in den späten Achtzigern. Noch ist nicht genug erworben, um im großen Stile zu verlieren, aber alles ist zu gewinnen. Und so begannen die Achtziger in einer Epoche des romantischen Umbruchs, aber in unerhörter Radikalität ertönt der Ordnungsruf des Kapitals, dem willig gefolgt wird. So wandelt sich der junge Sozialromantiker zu einem gierigen Wesen mit beachtlichem Intellekt, aber einer zunehmenden Bösartigkeit, die in der Abstraktion seiner Geschäfte ihre Ursache hat.

Noch einmal gibt es einen Bruch. Mit Beginn der Neunziger wird technisch verwoben, was in der romantischen Epoche der Pubertät nur wesenhaft zusammengehörte. Das elektronische Netz legt sich um die Welt, rasend schnell und filigran. Es verknüpft Symbole mit Symbolen, Symbole mit Dingen und Dinge mit der Erde. Und der Kosmos von philosophischen Fragen, an denen das Hirn des Adoleszenten sich noch marterte, schrumpft zu einer einzigen Frage: Wie transformiere ich Symbole zu Geld? Die Arbeit als schöpferisches Erleben ist nun ganz vergessen. Neue Maximen des Verhaltens treten auf den Plan; Coolness ist eine wesentliche davon. Sie gemahnt: „Verliere nicht die Übersicht über Dein kybernetisches Universum!“

Der Mann ist mittlerweile 35 Jahre alt geworden und ein kühler Architekt seines Lebens, aber in tautologischer Gefangenschaft. Das Ziel der Leistungssteigerung ist die Leistungssteigerung. Die Effizienz ist nichts weiter als die Vorstufe zu Effizienterem. Die stärker als in den Achtzigern empfundenen Vakua füllt der Mensch der Neunziger erneut mit Rausch. Aber nicht feuertrunken ins Elysium eintretend, sondern eher als medizinische Indikation. Der Rausch wird kühl berechnet und bleibt darum ohne Zauber. Der Gang zum Fest ist geplant, ebenso die Rückkehr ohne das eigene Auto. Menge und Art der Intoxikation sind wohl abgewogen. Ein kurzes, dumpfes Vergessen darf man sich erlauben, wenn es möglichst folgenlos bleibt. Die Neunziger sind die Dekade der leeren Perpetuierung der Effizienz. Das Mittel heiligt das Mittel.

Und noch etwas ist neu: Die Gier, auch in ihrer banalsten Form als Geldgier, wird nicht mehr kaschiert; sie dient als Rechtfertigung und als Argument. Noch in den Achtzigern versteckte man diese Gier schamhaft. Etwas mochte zwar im Grunde aus Gier geschehen, vorgeschoben wurde eine beliebige Notwendigkeit. Mit der Dominanz der Symbolökonomie wird solche Maskerade hinfällig, lächerlich und absurd. Der Aktienhändler handelt nur, um Geld zu verdienen. Er erwartet nicht, dass

ihm jemand eine andere Motivation zuschreibt. Unser selbstsicherer Mittdreißiger muss sich nicht mehr tarnen. Versteckspiel und allerlei Künstlichkeiten seine Motivation betreffend, sind nicht mehr nötig. Madonna hat es auf den Punkt gebracht: „Ich bin ein materialistisches Mädchen in einer materialistischen Welt.“ Das Elixier, das am Leben erhält, heißt Zahlungsfähigkeit. Gesellschaft und Individuum erfahren durch diese Komplexitätsreduktion, was die Auswahl der Handlungsziele angeht, eine gewisse Sicherheit. Die Ziele sind nicht mehr widersprüchlich, sie sind nicht mehr im Metaphysischen angesiedelt, sondern klar benennbar: „Ich will viel Geld haben.“ Zur Zeit des Aktienbooms titelte die Bildzeitung: „Werden wir jetzt alle Millionäre?“ Erfolgreich haben Individuen und Gesellschaft verdrängt, dass Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Die Midlife-Crisis hat am 11. September 2001 um 9.13 Uhr begonnen. Die Aktienmärkte waren bereits zusammengebrochen, nun stürzten ihre turmhohen Symbole. Unser Mann ist jetzt 43 Jahre alt, in seinem Bart zeigen sich bereits erste weiße Stoppeln. Weil er sich nicht gut fühlte, suchte er den Arzt auf. „Ich will Sie nicht beunruhigen, aber wir sollten eine Gewebeprobe machen“, sagte der Doktor. Von nun an war das Verhältnis zwischen Bäumen und Himmel geklärt. Die Realität hatte ihren Finger gehoben und die Endlichkeit vorsorglich schon einmal ihre Instrumente gezeigt. Alles, was je konstruiert worden war, hatte Risse bekommen, sogar die Märkte. Die Konstrukteure hatten sich überschätzt. Diese Tatsache wog umso schwerer, da die Konstruktion ja Selbstzweck war. So, wie die Politik des neuen Jahrtausends über die Erosion der sozialen Sicherungssysteme staunt, ist der Mittvierziger überrascht vom Niedergang seiner eigenen Körperlichkeit. Auch diese ist tautologisch, als Selbstzweck angelegt worden. Möglichst unversehrt alt werden, den Körper und die Gesundheit in den Dienst keiner Sache stellen außer der eigenen. All das stürzt zusammen und ruft Panik hervor. Im Politischen wie im Individuellen treten plötzlich Fragen auf den Plan, die umso schwerer zu beantworten sind, weil Reflexion und Intuition in den vergangenen Dekaden Hand in Hand verkümmert sind.

Gefordert und angemahnt ist die Rückkehr zu altem Schwung, der Gürtel soll enger geschnallt und die Muskeln sollen wieder gestärkt werden. Doch überall ist Müdigkeit, zwar noch nicht die Müdigkeit eines Greises, so doch die eines Mittvierzigers, der genau fühlt, dass die Unverwüstlichkeit seines früheren Körpers unwiederbringlich verloren ist. Die Räusche seiner frühen Jugend würden ihn jetzt umbringen. Manchmal blitzt es noch auf, der Mann treibt sich selber an: Es möge doch wie früher sein, getrieben von alter Gier und altem Elan. Doch die sich selbst verabreichten Peitschenhiebe treiben nicht mehr an, sie schmerzen nur. Es langt nur mehr für ein punktuell Aufbäumen. So empfindet der Mann, und von ebensolcher Befindlichkeit ist das Deutschland des neuen Jahrtausends. Müdigkeit bestimmt alles Verlangen. Die Sehnsucht nach Schlaf, nach Innehalten, Einsamkeit und stiller Schau ist der Reflex auf die Gier der Vergangenheit. Die Betäubung ist abgelöst von irisierender Feinnervigkeit, ein hellbewußtes Fieber im angeschlagenen Leib. Die Zeit zum Tode hin wird vermessen; sie ist kürzer als die bereits gelebte Zeit. Währte das Leben eine Woche, fände sich unser Mann bereits am Donnerstagabend wieder. Was mit dem nahenden Wochenende tun, das zugleich auch das Lebensende ist? Bilanzen müssen nicht gezogen werden, sie drängen sich auf. Besonders gut fallen sie nicht aus, freilich auch nicht sonderlich schlecht. Das Bewußte jedoch hat gefehlt, dem Lande wie dem Mann. Mit Energie, aber ohne bewußtes Ziel hatte man gehandelt; es wurde gerannt, aber ohne Landkarte. Nun hat man sich verirrt und ist müde. Jenseitiges streckt die Fühler tastend aus.

Und so ist Deutschland nach der Jahrtausendwende: Ein Volk der Müden nach vierzig Jahren ohne Maß und ohne Haushalt mit der eigenen Energie. Was als politisches Programm, als Reform gar daherkommt, wird nur allzu leicht als Parole dechiffriert. Virtuell wird in die Hände gespuckt, da wird sich international aufgestellt und positioniert. Da wird - rüdiges Englisch radebrechend - in Meetings sich der

Globalisierung gestellt. Zähne werden zusammengebissen und der Gott der Innovation herabgebetet – nicht aber heraufbeschworen. Doch all dies geschieht mit der Halbherzigkeit eines Gläubigen, der seiner Mutter zu Liebe an Weihnachten in die Kirche geht. Die Energie reicht lediglich für den Gang zur Arbeit und ein wenig Dienst nach Vorschrift. Keine Fehler machen und den Text brav hergesagt. Die kollektive Angst vor der Arbeitslosigkeit entspricht der individuellen Angst des Mittvierzigers vor Sinnverlust. Die Unrast der Arbeit, des freudlosen Zugangeseins aber bietet die Gewähr, den früher oder später sicher eintretenden Showdown noch eine kleine Weile aufzuhalten.

Doch noch tiefer lautet die allgemeine Sehnsuchtsformel – freilich nie ausgesprochen: „Möge doch alles zusammenstürzen, möge es endlich fallen, fallen, fallen. Möge es nur aufhören. Mögen die Computer und Autos stille stehen und Raum geben dem Unerhörten, was immer es auch sei: Eine Atombombe, ein Außerirdischer, zumindest aber ein sinnstiftendes Erdbeben in neuer Größenordnung.“ Auch das war der 11. September: Aufatmen, nicht nur innehalten. In den wirklich tieferen Schichten des Bewußtseins war es ein Aufatmen, ein Seufzer der Erleichterung angesichts der Manifestation eines Ereignisses, dessen Dimension größer und bedeutender erschien, als das Umfeld der eigenen Arbeit. Genau das ist die Sehnsucht des Einzelnen wie der Gesellschaft: Daß doch etwas Großes eintreten möge, etwas Außerordentliches. Physikalisch soll es sein und von einer Mächtigkeit, von einer solch phänomenalen Präsenz, daß die verfluchte Virtualität, die erlösen sollte und doch nur auslaugt, daß dieser ganze flirrende Firlefanz hinweggefegt werde. Die Schule soll brennen, die Firma soll explodieren und in den Nachbarstaat ein Meteorit einschlagen, denn: Alles, was aufhört, ist gut.

Das ist die eine Hälfte der Sehnsucht, daß etwas Äußeres kommen möge von unerhörter Kraft. Stiller zwar, aber nicht weniger mächtig ist die Sehnsucht, aus dem ganzen Gewühle herauszutreten, heraus in ein ganz neues Land. Für manche ist dieses Land der Weltraum oder das Nirwana, ruhig, transzendent und klar. Aber eine noch zartere, nur schwer auszusprechende Sehnsucht ist wach in Deutschland. Sie wird nicht geschrien, für sie wird nicht gekämpft, und noch weniger wird sie gelebt. Aber sie ist in mehr Seelen wach, als fähig sind, sie zu artikulieren. Es ist die Sehnsucht nach Eichendorffschen Gefühlen, nach dem guten Deutschland ohne Schuld, nach Waldwegen und duftenden Äckern, nach Bächen und Mühlen und Mägden und ehrlichen Handwerkern. Auch unser Mittvierziger fühlt das, der an allen Orten der Welt seine Eskapaden gehabt und betrunken in so vielen Hotelzimmern aufgewacht. Er meidet jetzt Flughäfen und unternimmt lange Waldgänge. Er sieht die Autobahnbrücken, er sieht die Bahnlinien und Kraftwerke und nimmt sie als törichte Konstrukte einer hybriden Jugend wahr. Klug in der Konstruktion aber verheerend in der Wirkung. Jetzt, aus der raumzeitlichen Distanz, erscheinen ihm die Konstrukte der Jugend obszön. Die einstmals faszinierenden Artefakte sind ihm widerlich geworden. Geschaut wird nicht mehr das technische Raffinement, sondern die melancholischen Spuren des Verfalls, die immer deutlicher zu Tage treten. Die Substanz verfällt, nur die virtuelle Politur glänzt. Aus den Spaziergängen werden üppige Wanderungen mit langen Rasten. Auf Bänken werden Zigaretten behutsam geraucht. Und Verwunderung über das leise Gesumme: „Ännchen von Tharau.“